Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 12 (1986)

Heft: 3

Artikel: Interesse und Forschung : der Beitrag Alfred Schütz' zur qualitativen Methodologie : Bedeutung, Grenzen und eine Kritik aus der Sicht Max Webers

Autor: Twenhöfel, Ralf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-815026

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweiz.Z.Soziol./Rev.suisse sociol., 3 (1986) 373-396

INTERESSE UND FORSCHUNG

Der Beitrag Alfred Schütz' zur qualitativen Methodologie : Bedeutung, Grenzen und eine Kritik aus der Sicht Max Webers.

Ralf Twenhöfel
Universität Regensburg, Lehrstuhl I für Soziologie,
Universitätsstrasse 31, D - 8400 Regensburg

Verfolgt man die gegenwärtig im deutschsprachigen Raum geführte Diskussion zur Methodologie qualitativer Sozialforschung zurück, so können ihre Anfänge in der zweiten Hälfte der 60er Jahre mit der verstärkt einsetzenden Rezeption von Phänomenologie, symbolischem Interaktionismus und Ethnomethodologie ausgemacht werden. Führte diese unter gegenständlichem Gesichtspunkt betrachtet zu einer Abgrenzung gegenüber dem herrschenden Funktionalismus, zu einer stärker den "Mikroaspekten" sozialer Realität verpflichteten Forschung, so kam es in methodischer Hinsicht zur Ausarbeitung entsprechender "qualitativer" rsp. "interpretativer" Verfahren als Voraussetzung der geforderten Soziologie. Als Versuch einer weiteren Grenzziehung konnte sich somit die noch fortdauernde Auseinandersetzung zum Verhältnis von quantitativen und qualitativen Methoden entwickeln, die freilich bereits damals thematisch nur insofern "neu" war, als sie von Vertretern qualitativer Verfahren erstmals von grundlagentheoretisch gesicherten Terrain aus geführt werden konnte.

Während das Verhältnis von Funktionalismus resp. "Makrosoziologie" und "Mikrosoziologie", von "normativem" und "interpretativem" Paradigma in der Literatur bisher relativ ausführlich erörtert wurde und eben dasselbe auch für die Bestimmung des Verhältnisses gegenüber den quantitativen Verfahren in Beiträgen zur qualitativen Verfahrenslehre gesagt werden kann, steht ein zu fordernder dritter Typ grenzziehender Auseinandersetzung bis heute so gut wie noch aus. Dieser hätte freilich auch eine Thematik zu verhandeln, die eine sowohl forschungspragmatische wie erkenntnistheoretische Überlegungen bislang - wie es scheint - beharrlich ausklammernde (qualitative) Methodologie auch kaum hoffen dürfte, jemals angemessen in den Blick zu bekommen : die Frage nämlich nach dem Interessenbezug qualitativer Forschung, damit schliesslich auch nach dem zugrundeliegenden Wissenschaftsbegriff.

Vorausgesetzt dieser hier vorerst nur angedeutete Mangel liesse sich als solcher bestätigen, so könnte daraus zugleich ersehen werden, dass der in der Literatur konstatierte Wechsel der methodologischen Diskussionsebene, und zwar von den gleichsam metamethodologischen Auseinandersetzungen im sogenannten Positivismusstreit (dessen Kontrahenten erst jüngst wieder ein "eher platonisches Verhältnis" zur empirischen Sozialforschung [Küchler 1980, 374] bescheinigt wurde) zu einer (wieder) mit den konkreten Fragen des Forschungsprozesses befassten Methodologie, nicht ausschliesslich als Gewinn zu sehen ist, sondern auch im Hinblick auf die spezifischen Kosten betrachtet werden muss.

An solche Kosten knüpft die im folgenden zu erörternde These an. Diese These besagt zunächst, dass in gegenwärtig aktuellen Beiträgen zur qualitativen Methodologie eine weitgehende Ausblendung (und insbesondere keine positive Bestimmung) des Verhältnisses von Interesse und Forschung festzustellen ist, und sie besagt des weiteren, dass eine solche Ausblendung - gemessen an den Ansprüchen der "Qualitativen" - als methodologisch relevanter Mangel verstanden werden muss.

Zur Erläuterung und Begründung der These werden im 1. Abschnitt der folgenden Ausführungen in aller Kürze die grundlagentheoretischen Voraussetzungen, d. h. der spezifische Ansatz qualitativer Methodologie skizziert, und zwar - dem Untertitel entsprechend - im Rahmen einer Darlegung des Beitrags jenes Autors, der ihr (zumindest was die Grundlegung betrifft) massgeblich mit den Weg gewiesen hat : Alfred Schütz. Der 2. Abschnitt wird sich mit einer imvorliegenden Zusammenhang relevanten Forderung "qualitativer" Methodologen, dem "Postulat der Offenheit", befassen, von dem angenommen wird, dass es sich aus jenen Voraussetzungen ergibt. Dieses Postulat wird in mehreren Unterabschnitten einer beiden Teilen der These entsprechenden Kritik unterzogen. Berücksichtigung finden dabei aus Gründen der äusseren Beschränkung vornehmlich solche Beiträge jüngeren Datums (ab ca.1979), die den Versuch einer Grundlegung qualitativer Methoden erkennen lassen, d.h. methodologisch im engeren Sinne des Wortes sind. [1] Nicht bzw. nur am Rande zur Kenntnis genommen werden aus der Vielzahl in einem weiteren Sinne methodologischer Beiträge daher insbesondere jene, die sich mit der Anwendung, den "Techniken" qualitativer Forschung befassen. Schliesslich versucht der 3. Abschnitt dem Interessenbezug quali-

---

[1] Explizit Bezug genommen wird dazu im folgenden auf die Beiträge von Hopf, 1979 ; Gerdes, 1979 ; Hoffman-Riem, 1980 ; Witzel, 1982 und Kleining, 1982. Der Formulierung der These zugrunde liegen u.a. ferner : Glaser & Strauss, 1967 ; Filstead, 1970 ; Bogdan & Taylor, 1975 ; die Beiträge in Hopf & Weingarten, 1979 ; Küchler, 1980 und Mohler, 1981.

tativer Forschung unter dem Gesichtspunkt der Problemfindung, der Bestimmung von Untersuchungsthemen, nachzugehen. Dazu wird die Schützsche Position mit einer Methodologie verglichen, die - wie zu zeigen sein wird - in der hier interessierenden Hinsicht zu Unrecht einen Sturz in die Bedeutungslosigkeit erfahren hat, mit derjenigen Max Webers.

1. Der Ansatz qualitativer Methodologie (A. Schütz)

Von massgebender Bedeutung für die Entwicklung der qualitativen Methodologie im deutschsprachigen Raum ist zweifellos die relativ spät einsetzende Rezeption der bereits in den 40er und 50er Jahren veröffentlichten Beiträge A. Schütz' zur Grundlegung einer verstehenden Soziologie gewesen. Schütz unternimmt darin freilich noch den Versuch, die Spezifik sozialwissenschaftlicher Methodologie vor dem Hintergrund wichtiger Gemeinsamkeiten mit der naturwissenschaftlichen herauszuarbeiten. Und zwar wird von ihm den Sozialwissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften lediglich im Hinblick auf die anzuwendenden Verfahren ein Sonderstatus eingeräumt, darüberhinaus aber die von logischen Positivisten (Schütz bezieht sich insbesondere auf E. Nagel und C. G. Hempel) vertretene These der methodologischen Einheit dieser Wissenschaften von ihm geteilt (vgl. Schütz, 1971, 55 ff). Dies weist zunächst auf einen anderen Begriff von Methodologie als er in neueren Beiträgen zugrundegelegt wird hin, zeigt aber auch, dass die beispielsweise von Filstead (1979) und Mohler (1981) vertretene Auffassung, "der Kern der Unterscheidung zwischen quantitativen und qualitativen Paradigma sei der klassische philosophische Streit zwischen Idealismus und Realismus" (Filstead, zitiert nach Mohler) zumindest im Lichte des Schützschen Verständnisses irrig ist.

Was zunächst die verfahrensmässige Differenz von Sozial- und Naturwissenschaften betrifft, so leitet Schütz sie bekanntlich aus der Besonderheit des sozialwissenschaftlichen Objektbereichs ab : Das Beobachtungsfeld des Sozialwissenschaftlers sei im Unterschied zu dem des Naturwissenschaftlers kategorial, nämlich sinnhaft durch die in der Sozialwelt handelnden Akteure bereits vorstrukturiert (Schütz, 1971, 68). Sozialwissenschaftliche Methoden müssten es daher ermöglichen, dem "subjektiven Standpunkt", demjenigen der Akteure Rechnung zu tragen : sie müssten dem "Postulat der subjektiven Interpretation" Genüge tun, nämlich durch "Verstehen".

Dennoch, so Schütz, folge daraus nicht gleichermassen ein Bruch in anderen für die Methodologie relevanten Hinsichten. Eine Einheit läge diesbezüglich abgesehen von den "in beiden Gebieten gültigen Prinzipien des kontrollierten Schliessens und der Verifikation durch andere Wissenschaftler, sowie den theoretischen Idealen der Einheit, Einfachheit, und Exaktheit" (Schütz, 1971, 56f) vor ;

- hinsichtlich des Begriffs und der Aufgaben wissenschaftlicher Theorie. "Theorie" in Sozial- und Naturwissenschaften müsse verstanden werden als "die explizite Formulierung bestimmter Beziehungen in einer Variablenmenge (.), in deren Rahmen eine ausgedehnte Klasse empirisch bestimmbarer Regelmässigkeiten erklärt werden kann" (Schütz, 1971, 59) ;
- hinsichtlich der zugrundeliegenden "wissenschaftlichen Einstellung", die auf einer "Einklammerung" (Epoche) beruht (Schütz, 1971, 286 ff) ;
- hinsichtlich der Prinzipien der Interaktion, Kommunikation und Verständigung unter den Wissenschaftlern - Prinzipien, die in dem strengen Sinne generelle sind, als sie, wie Schütz bemerkt, "jedes menschliche Wissen leiten" [2].

Grundlegend für die an Schütz anschliessende Entwicklung qualitativer Methodologie ist freilich lediglich die im letzten Punkt erwähnte Einsicht geworden, dass es Prinzipien gibt, die für die Wissenschaften und den Alltag gleichermassen vorauszusetzen sind. Grundlegend deshalb, weil diese Prinzipien bzw. ihre Erkenntnis gleichsam das Fundament abgeben, auf dem eine Ausarbeitung spezieller, dem Postulat der subjektiven Interpretation verpflichteter Forschungsverfahren oder Techniken in Angriff genommen wurde und allererst auch in Angriff genommen werden konnte. Dementsprechend sei es wie es heisst, "die erste Aufgabe der Methodologie der Sozialwissenschaften, die allgemeinen Prinzipien zu erforschen, nach denen der Mensch im Alltag seine Erfahrungen und insbesondere die der Sozialwelt ordnet" (Schütz, 1971, 68).

Wenn oben von einem Wechsel der Diskussionsebene gesprochen wurde, so hat er in dieser Aufgabenbestimmung seinen Grund. Was sich nämlich mit der Entwicklung qualitativer Methodologie gegenüber den vorangegangenen Auseinandersetzungen im sog. Positivismusstreit geändert hat, ist mit der thematischen

---

[2] Schütz erinnert damit an das Faktum, dass Wissenschaft "ein soziales Unternehmen ist" (Schütz, 1971, 61).

Neuorientierung zugleich das Abstraktionsniveau von "Methodologie" :

- Dadurch bereits, dass Schütz der Methodologie die Aufgabe stellt, Interaktions- resp. Kommunikationsprinzipien zu erhellen, ist diese wieder mit Fragen zur Forschung selbst befasst. Der gegenüber den Kontrahenten im Positivismusstreit erhobene Vorwurf, den "methodischen Problemen empirischer Forschung" (Dahrendorf, 1971, 148), dem "konkreten Forschungsprozess" (ebd.) nicht zu entsprechen, trifft sie daher nicht mehr.
- Insbesondere muss gelten, dass der als Kommunikation und Interaktion zwischen Forschern resp. Forscher und handelnden Gesellschaftsmitgliedern begriffene Forschungsprozess denselben Prinzipien (des Verstehens) unterliegt die auch für die interaktiven und kommunikativen Prozesse dieser Mitglieder untereinander als Gegenstand der Forschung massgebend sind. Daraus aber resultiert das charakteristische Doppelantlitz qualitativer Methodologie : Diese nämlich ist im Hinblick auf die Explikation jener Prinzipien identisch mit soziologischer Grundlagenwissenschaft. Als solche aber trägt sie nicht nur zur Klärung methodologischer Fragen bei, sie leistet für die Analyse der Sozialwelt auch selber einen Forschungsbeitrag.

Die an Schütz - und nicht nur an ihn - anschliessende Begründung und Entwicklung qualitativer Verfahren verdankt sich somit einem Wechsel des Gesichtspunktes gegenüber der "(neo-) positivistischen" Methodologie : Noch im engeren Sinne als Verfahrenslehre (und nicht allein als "Logik") ist diese ja einem am naturwissenschaftlichen Ideal strenger Gesetzeserkenntnis orientierten (operationalistischen bzw. "quantitativen") Forschungskonzept verpflichtet, das für Naturwissenschaften und Sozialwissenschaften zwar gleichermassen verbindlich sein soll, seine Begründung und damit Auszeichnung als "wissenschaftlich" aber nur durch Abgrenzung vom vorwissenschaftlichen, vermeintlich von aller "Methodizität" befreiten alltäglichen Erkennen zu erhalten vermag (Albert, 1971). Demgegenüber wird von Schütz der Blick für die grundlegenden Gemeinsamkeiten geschärft : wie das wissenschaftliche ist auch das alltägliche Erkennen an zugrundeliegende Prinzipien gebunden, an denen sich die Ausarbeitung sozialwissenschaftlicher Verfahren im besonderen orientieren muss.

Der von Husserl und in der Soziologie spätestens von Schütz initierte phänomenologische Ansatz hatte damit aber paradoxe Folgen. Wurde nämlich einerseits durch den Aufweis allgemeiner ("lebensweltlicher") Prinzipien (Schütz nennt hier u. a. Typi-

sierung, Interessenbezug, Reziprozität der Perspektiven ; vgl. Schütz, 1971, 68 ff), ein für Natur- und Sozialwissenschaften identischer "Kern" freigelegt und somit das von neopositivistischen Vertretern verfochtene Einheitspostulat auf eine quasi "transzendentale" Ebene verlagert und dort bestätigt, so ist es andererseits erst auf der Grundlage jener Prinzipien möglich gewesen, dass ein eigenständiger sozialwissenschaftlicher "Diskurs" qualitativer Methodologie sich formieren und strukturieren vermochte. Denn auf der Grundlage jener Prinzipien treten die besonderen methodischen Anforderungen an eine Forschung, die gemäss dem Postulat der subjektiven Interpretation dem besonderen Charakter der Sozialwelt Rechnung zu tragen versucht, allererst hervor. Erst jetzt wird es möglich, unter Bezugnahme auf jene Prinzipien und damit einer grundlagenwissenschaftlich bereits fixierten sozialen Realität gegenüber adäquate Verfahren der Forschung zu formulieren.

Wenn auch nicht wissenschaftsgeschichtlich, so markieren doch der Sache nach die Lösungen beider Aufgaben - der Aufweis interaktiver resp. kommunikativer "Prinzipien" sowie die Ausarbeitung entsprechender Forschungsverfahren - die Nahtstelle, an der sich die gegenwärtig massgebenden Ansätze einer "phänomenologischen Soziologie" in der Tradition A. Schütz', der Ethnomethodologie und der u. a. auf G. H. Mead sich berufende Theorie der symbolischen Interaktion voneinander unterscheiden. Indessen darf bei allen konzeptuellen Differenzen nicht die Einheit dieser Ansätze übersehen werden. Sie wird durch die für die qualitative Methodologie massgebende Feststellung begründet, dass - knapp gesagt - soziale Realität nicht nur Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung ist, sondern zugleich ihr Fundament.

2. Das Postulat der Offenheit

Auf der Grundlage lebensweltlicher Prinzipien lassen sich Postulate qualitativer Methodologie formulieren ; auf sie kann bei der Entwicklung spezieller Forschungsmethoden und Techniken unmittelbar Bezug genommen werden. In der Literatur genannt werden diesbezüglich u. a. :

- das Postulat, die zu untersuchende Realität als eine "prinzipiell fremde" anzusehen (Hoffmann-Riem, 1980, 344 ; Filstead, 1970, 5 ff) ;
- das Postulat, den Gegenstand im Forschungsprozess von "allen Seiten" anzugehen (Kleining, 1982, 234 ; Blumer, 1973, 125 ff) ;

- das Postulat, der zu untersuchenden Realität gegenüber "offen" zu sein (Hoffmann-Riem, 1980, 343 ff ; Kleining, 1982, 23 ff ; Bogdan & Taylor, 1975, 26 f).

Derartigen Forderungen liegt zweifellos eine auch grundlagentheoretisch erläuterbare Einsicht resp. Erfahrung zugrunde. Die Erfahrung nämlich, dass Verstehen und damit qualitative Forschung durch Vor-Urteile auf Seiten des Untersuchenden scheitern kann. Eben weil soziale Realität eine (gemäss genereller Prinzipien) je interpretierte ist, muss grundsätzlich zwischen den Interpretationen von Aussenstehenden (zu denen zunächst auch einmal der Forscher gehört) und denen von "Insidern" unterschieden werden.

Eine andere Frage ist es freilich, was eine Berücksichtigung derartiger Postulate inhaltlich genau verlangt. Da sich hinter den genannten Forderungen offensichtlich ein und dasselbe, lediglich unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtete Anliegen verbirgt (nämlich der, wie Blumer (1973, 103) es nennt, "eigensinnigen Beschaffenheit der empirischen Welt" zu entsprechen) soll sich die folgende Erläuterung auf das vergleichsweise weitgefasste, Ausdeutungen Raum gebende Postulat der "Offenheit" beschränken.

2.1 Gesichtspunkte des Offenheitspostulats

"Offenheit" als methodologisches Prinzip wird in der Literatur sowohl negativ wie positiv bestimmt. Und zwar wird durch die negative Bestimmung die Voraussetzung geklärt, unter der die Forderung als positive realisiert werden kann. Als Voraussetzung wird verlangt, dass das Erkenntnissubjekt, der Forscher, sich von seinen wie auch immer - lebenspraktisch oder theoretisch - bedingten Vorurteilen befreien, vorgängige Strukturierungen seines Wahrnehmungsfeldes also überwinden könne. "Wir müssen den Weg der Überwindung des Vorverständnisses gehen, und zwar im Prozess des Forschens. Dies geschieht, indem wir unser Wissen und unsere Ansichten über den Gegenstand, ..., als veränderbar, überwindbar, als vorläufig ansehen, also offen sind für neue Informationen" (Kleining, 1982, 231).

Es lohnt sich, auch an dieser Stelle kurz auf die entsprechenden Überlegungen A.Schütz' zurückzugreifen, die zu einigen wichtigen Unterscheidungen führen.

Schütz unterscheidet bezüglich dessen, was soeben als 'Vorverständnis' bezeichnet wurde, folgende drei aufeinander bezogene Aspekte (vgl. Schütz, 1971a, 56-86 ; 98-108) : Wir müssen,

sagt er, ehe wir überhaupt ein Verständnis (und sei es auch im Modus "Vor-Verständnis") über etwas erlangen können, ein zugrundeliegendes Problem, d. h. ein "Thema" haben, als dessen Auslegung resp. vorläufige "Lösung" jenes (Vor-) Verständnis fungiert, und dazu wiederum müssen wir über Gesichtspunkte, nämlich "Interessen" verfügen, unter denen uns etwas thematisch wird. "Verständnis" resp. "Vorverständnis" begründet sich für Schütz somit durch "Auslegungsrelevanzen" und für diese gilt, "dass es keine Auslegungsrelevanzen als solche gibt, sondern nur Auslegungsrelevanzen, die sich auf ein bestimmtes Thema beziehen". "Interessen" hingegen sind "Motivationsrelevanzen", die mich bewegen, einen gewissen Aspekt des fraglichen Gegenstandes zum Untersuchungsthema zu machen und mich mit ihm zu beschäftigen. Interesse ist in dieser Bedeutung der "Komplex der Motivationsrelevanzen, die die Auswahltätigkeit meines Bewusstseins leiten".

Wendet man diese hier verkürzt, [3] für das Folgende aber hinreichend dargestellte Unterscheidung von Typen der Relevanz auf die mit dem Prinzip der Offenheit erhobene methodologische Forderung an, so zeigt sich, dass bereits in Hinblick auf deren negative Bestimmung mehrerlei zu beachten ist. So kann es sich seitens des Forschers eben nicht nur darum handeln, ein gegebenes Verständnis als blosses Vor-Verständnis einzubekennen und gegebenenfalls zu revidieren, vielmehr lassen sich die solchem Vor-Verständnis zugrundeliegenden Problemstellungen und damit die zugrundeliegenden Gesichtspunkte (Interessen) auch selbst noch hinsichtlich ihrer Angemessenheit in Frage stellen. Schütz fordert daher auch "Offenheit" als "praktische Uninteressiertheit" des Wissenschaftlers an dem von ihm betrachteten Ausschnitt der sozialen Welt (Schütz, 1971, 159 ; 284 f). Er folgert dies aus der Feststellung, dass Sinnauslegungen (Interpretationen) im Alltag grundsätzlich vor dem Hintergrund praktischer Interessenlagen vorgenommen werden (Schütz, 1971, 158ff). Soll daher, wie Schütz durchaus in faktischer Übereinstimmung mit der gegenwärtigen qualitativen Methodologie geltend macht, die zum Gegenstand der Forschung gemachte Lebenswelt nicht die des Wissenschaftlers, sondern "in erster Linie die Lebenswelt des Anderen, des Beobachteten (sein)" (Schütz, 1971, 159f), so habe der Beobachter "seine persönlichen und privaten pragmatischen Probleme auszuklammern" (Schütz, 1971, 286f). Er solle sich durch einen "Sprung in die Einstellung des Nicht-beteiligt-Sein" von der, wie es heisst, "grundlegenden Sorge" emanzipieren, und damit von

---

[3] Verkürzt deshalb, weil in der Darstellung nicht die von Schütz aufgezeigten Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Relevanztypen berücksichtigt wurden (vgl. Schütz, 1971 a, 104 ff).

"allen Hoffnungen und Befürchtungen, die von ihr ausgehen" (Schütz, 1971, 284).

Damit stellt sich natürlich die Frage, was "Offenheit" im positiven Sinne meint - im Schützschen Bilde gesprochen, wohin der geforderte Sprung den Springenden eigentlich führt. Qualitative Methodologen legen diesbezüglich die Vorstellung eines "Perspektivwechsels" nahe : Und zwar sollen nicht die Relevanzen der Untersuchenden im Rahmen qualitativer Forschung massgebend und entscheidend sein, vielmehr müsse es darum gehen, "die Relevanzstrukturen der Betroffenen" zur Geltung zu bringen (Hoffmann-Riem, 1980, 344 ; Blumer, 1973, 109 ;124) ; qualitative Forschung beabsichtige, "dem Befragten die Möglichkeit einzuräumen, die eigenen lebensthematischen Relevanzen gesprächsbestimmend werden zu lassen (Zinnecker, 1982, 297) ; sie will, wie es bei Wahl u.a. (1982) heisst, "subjektivitätsorientierte Forschung" sein.

Diese Antwort, die in der Anwendung "offener" Verfahren, auch im Rahmen "explorativer" Sozialforschung (Gerdes, 1979) forschungspraktisch wirksam wird, lässt sich als Konsequenz aus der methodologisch gewendeten Einsicht verstehen, dass soziale Wirklichkeit von ihren Mitgliedern jeweils unter Bezugnahme auf Interessen und Themen gedeutet wird. Der Forscher kann sich eben nicht damit begnügen, lediglich seine Auslegungsrelevanzen als Vorverständnis zu überwinden, er wird auch seine thematischen und motivationalen Relevanzen in Frage stellen müssen, um den Ansprüchen qualitativer Methodologen Rechnung tragen zu können.

Darüberhinaus geht aus ihr, liest man sie vor dem Hintergrund früherer methodologischer Konzepte (etwas desjenigen Max Webers oder der im Positivismusstreit kontrovers diskutierten), noch einmal der spezifische Ansatz der "Qualitativen" hervor. Was aus ihr nämlich deutlich wird, ist die gegenüber den früheren Ansätzen gleichsam umgekehrte Begründungsrichtung qualitativer Methodologie. Verkürzt gesagt bedeutet dies : Statt vom Erkenntnissubjekt (dem Forscher) wird vom Erkenntnisobjekt (den "Betroffenen") her gedacht. Qualitative Methodologie versucht nicht mehr, dem Erkennen-Wollen relativ unabhängig Erkenntnisansprüche ("Gesetzeserkenntnis" der kritischen Rationalisten ; "Betrachtung der sozialen Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkt ihrer Kulturbedeutung" bei Max Weber) erhebender Subjekte (Forschern) Rechnung zu tragen, sondern umgekehrt sollen diese sich den Erfordernissen einer, wie es heisst, "angemessenen" Erfassung des sozialwissenschaftlichen Objektbereichs unterstellen (Gerdes,

1979, 1ff). [4] Dementsprechend werden die "Objekte" der Forschung, insofern es sich dabei um die "Betroffenen" handelt, von ihr als die eigentlichen "Forschungssubjekte" begriffen (Hoffmann-Riem, 1980, 343f).

Mit jener Umkehrung hängt weiterhin zusammen, dass die Postulate qualitativer Methodologie keine erkenntnislogische Ausgangsposition, sondern eben Prinzipien sozialer Wirklichkeit reflektieren. Anders als beispielsweise noch Max Weber, gehen die "Qualitativen" nicht mehr davon aus, dass dem Forscher die "Wirklichkeit" als eine "schlechthin unendliche Mannigfaltigkeit von Vorgängen" (Weber, 1968, 24) entgegentritt, die unter Wertgesichtspunkten erst noch zu strukturieren, der "Bedeutung" zu verleihen wäre. "Wirklichkeit" wird als soziale jetzt vielmehr grundsätzlich als eine immer schon unter Gesichtspunkten ("Relevanzen") von Handelnden resp. "Betroffenen" strukturierte begriffen und - was hier wichtig ist - methodologisch Ernst genommen.

Mit der positiven Bestimmung von "Offenheit", der Forderung nämlich, im Forschungsprozess nicht äusseren Gesichtspunkten der Untersuchenden, sondern solchen der "Betroffenen" Geltung zu verschaffen, zeichnet die qualitative Methodologie einen Ansatz sozialwissenschaftlicher Forschung vor, der unter einem freilich noch kaum hinreichend reflektierten Anspruch "Wirklichkeitsnähe", "Authentizität", kurz : ein "zutreffendes Bild der sozialen Wirklichkeit" verspricht (Gerdes, 1979, 5). Indessen bekommt sie, wie zu zeigen sein wird, als derart ganz von einem Ideal beseelte, die Bedingungen und damit die Wirklichkeit qualitativer Forschung selber nicht mehr angemessen in den Blick.

2.2 Grenzen "offener" Sozialforschung

Die Schützsche Unterscheidung von Typen der Relevanz konfrontiert das Offenheitspostulat mit einem grundsätzlichen, auch den zugrundeliegenden Wissenschaftsbegriff qualitativer Forschung berührenden Problem. Anders als bezüglich der Auslegungsrelevanzen (den Vor-Urteilen des Forschers) stellt sich nämlich im Hinblick auf seine thematischen Relevanzen die Frage, in welchem Sinn die mit dem Postulat assozierte Vorstellung eines

---

[4] Was die durch diese Umkehrung begründete Stellung des Erkennenden (Forschers) betrifft, so ergibt sich zweifellos eine grössere Nähe zur (theologischen) Auffassung des Erkennens als eines "Enthüllens" (nämlich der Wahrheit ; vgl. Kopperschmidt, 1978, 36 ff) als zur (positivistischen) Auffassung der Wissenschaften als technologisch motivierten "Sprachspielen", "die wir konstruieren, um uns in der Wirklichkeit besser zurechtzufinden" (Albert, 1972, 126 ; zur theologischen Wurzel freilich auch dieser Auffassung vgl. Kopperschmidt aaO.).

Perspektivwechsels (des Zur-Geltung-bringens der Perspektive von Betroffenen) zu verstehen ist. Die Frage stellt sich deshalb, weil nicht ausgeschlossen ist, dass qualitativ Forschende selber fremde oder eigene Forschungsinteressen vertreten, mithin thematische Orientierungen, d. h. Vorgaben zur Geltung bringen, die, anstatt durch einen Wechsel der Perspektive zu überwinden, im Forschungsprozess ausdrücklich einzubekennen, d.h. zu verfolgen sind.

Man sieht hier klarer, wenn man sich mit Schütz einmal vergegenwärtigt, für welche der grundsätzlich möglichen Arten eines "Wechsels der Perspektive" qualitative Methodologen eigentlich plädieren. Schütz unterscheidet nämlich in der Klasse der "nicht auferlegten Relevanzen" den (sog. "wesentlich thematischen Relevanzen") [5] idealtypisch zwei "Unterabteilungen", denen - ebenso idealtypisch - verschiedene Realisationsmöglichkeiten des geforderten Perspektivwechsels korrespondieren : "In der einen (Unterabteilung, R. T.) wird ein Thema des Denkens freiwillig mit einem anderen vertauscht, indem schrittweise das eine über das andere gelegt wird. Das heisst, dass das vorherrschende Thema sich erweitert und ausbreitet. In der zweiten Unterabteilung wird die Aufmerksamkeit freiwillig von einem thematischen Gegenstand auf einen anderen übertragen, wenn es keine Verbindung zwischen ihnen gibt" (Schütz, 1971a, 59).

In der ersten Unterabteilung handelt es sich um eine Erweiterung, insbesondere aber auch Vertiefung eines ursprünglichen Themas durch Eindringen in seinen inneren resp. äusseren Horizont (Schütz, 1971a, 61 f). Das ursprüngliche Thema bleibt dabei erhalten. Zwar kommen sowohl durch Erweiterung wie Vertiefung "neue thematische Relevanzen ins Spiel", doch stehen diese im Verhältnis zum ursprünglichen Thema lediglich als "Subthemen" : Das Thema ("ausgezeichnete Thema", "Hauptthema") bleibt "der konstant bestimmende Faktor aller Subthematisierungen" (Schütz, 1971a, 62).

In der zweiten Unterabteilung wird hingegen ein ursprüngliches Thema aufgegeben. Schütz beschreibt den Vorgang als einen "plötzlichen Aufmerksamkeitsumschwung". Ursächlich hierfür könne ein "Sprung von einer Wirklichkeitsdimension zur anderen", "eine neue Persönlichkeitsschicht, die ins Spiel gebracht wird",

---

[5] Schütz unterscheidet sie von den sog. "auferlegten Relevanzen", bei denen sich eine unvertraute Erfahrung gleichsam "aufdrängt" (vgl. Schütz, 1971 a, 56 ff). Im Unterschied zu diesen machen wir bei den nicht-auferlegten Relevanzen Erfahrungen durch "volitive Handlungen" (ebd.), durch freiwillige Aufmerksamkeitszuwendung thematisch.

oder ein Wechsel der Zeitdimensionen, in denen wir alle gleichzeitig leben" sein (Schütz, 1971a, 60).

Diese hier von Schütz freilich noch unter der Fiktion eines "hypothetisch individuellen Bewusstseinslebens ohne Bezug zur Sozialität" (Schütz, 1971a, 179) durchgeführte Unterscheidung, die sowohl Themenwechsel wie Subthematisierung noch nicht als interaktiv bedingten Prozessen Rechnung trägt (vgl. dazu die Bemerkung in Schütz, 1971a, 59), lässt sich gleichwohl für eine Methodologie qualitativer Forschung in Anspruch nehmen. Dazu hat man allerdings die von Schütz ausgeblendete "Sozialdimension" in die Betrachtung mit einzubeziehen. Grundsätzlich und idealtypisch betrachtet gilt dann : qualitative Forschung ist sowohl ausgehend von einem seitens des Forschers vorgegebenen Thema als Prozess erweiternder und/oder vertiefender "Subthematisierung" (wobei das Eindringen in den äusseren resp. inneren Horizont unter Bezugnahme auf die (sub-) thematischen Relevanzen von "Betroffenen" vorgenommen wird) vorstellbar, als auch als Prozess, der einen Themawechsel einschliesst, durch den die ursprünglichen thematischen Vorgaben (Relevanzen) des Forschers im Laufe der Forschung durch die thematischen Relevanzen der "Forschungssubjekte" (Betroffenen) ersetzt werden, ohne dass zwischen diesen und jenen noch eine "Verbindung" besteht.

Es ist nun zweifellos diese zweite Variante eines Wechsels der Perspektive, die der von qualitativen Methodologen erhobenen Forderung nach "Offenheit" im positiven Sinne entspricht. Wird nämlich in Umkehrung der traditionellen Begründungsrichtung "Offenheit" ausschliesslich nach Massgabe thematischer Relevanzen der Untersuchungssubjekte konzeptualisiert, dann rückt Möglichkeit und Faktum einer Forschung, die vorgegebene oder vom Forscher aufgrund eigener Interessen formulierte Themen (und das sind u.U. "gesellschaftlich relevante Fragestellungen" ; (Witzel, 1982, 66ff) unter Bezugnahme auf die Relevanzen von Betroffenen als Subthematisierungen nachzugehen versucht, zwangsläufig aus dem Blick. So findet sich dann auch, vom Ansatz Witzels und einigen Andeutungen bei Hopf abgesehen, unter den bisher herangezogenen Beiträgen keiner, der die Möglichkeit qualitativer Forschung als Vertiefung einer vorgegebenen Themas, als Eindringen in dessen inneren Horizont,in Erwägung zieht. Auch in der folgenden, relativ weitreichenden Aufzählung Kleinings (1982, 233) ist davon nicht die Rede. Es heisst da :"Das Objekt kann sich im Forschungsprozess thematisch verändern. Ein zunächst gewähltes Thema kann auch einfach verschwinden und an seiner Stelle kann ein anderes erscheinen. Oder die Breite und Weite seiner Bezüge verändern sich. Es kann sich als Teilproblem eines viel umfassenderen Zusammenhangs herausstellen. Oder es wird aus

dem bisherigen Zusammenhang gelöst und einem anderen Themenbereich zugeordnet. Oder schliesslich : es kann als bisher unbekannte Gegebenheit erstmalig beschrieben werden".

Über die Gründe für diese Art der Auslegung des Postulats lässt sich freilich nur spekulieren. Zum einen sind sie vermutlich "strategischer" Art : die im Verhältnis Thema- Subthema fortbestehende Dominanz des (Haupt-) Themas hat Affinität zur quantitativen, standardisierten Forschung, von der qualitativen Methodologie auf alle Fälle abzugrenzen versucht. Andererseits ist diese offenbar zu sehr mit dem Ideal einer im Hinblick auf ihren Gegenstandsbereich "adäquaten", ihrer Zielsetzung nach "authentischen" Forschung befasst, als dass sie der Bedeutung thematischer Vorgaben, u. U. auch eigener inhaltlicher Forschungsinteressen und "Wertbeziehungen" des Forschers noch hinlänglich Aufmerksamkeit schenkt.

In Übereinstimmung mit den dargelegten Bestimmungen des Offenheitspostulats wird damit aber von der Aktivität, genauer noch der erforderlichen Produktivität des Erkenntnissubjekts (des Forschers) im Untersuchungsprozess abstrahiert, eine Abstraktion, die die Umbezeichnung des Objekts als des eigentlichen Subjekts der Forschung terminologisch ratifiziert. Näherhin ist diese Abstraktion in zweierlei Hinsicht, einmal in forschungspragmatischer (2.3), dann aber auch in forschungs- rsp. erkenntnislogischer Hinsicht (2.4) zu kritisieren.

2.3 Einwände vom Standpunkt der Pragmatik der Forschung

Vom Standpunkt der Pragmatik der Forschung hat als eine der wenigen Hopf (1979) darauf hingewiesen, dass man "ohne 'preconceptions' und vorgängige Einschätzungen der Relevanz einzelner Gesichtspunkte und Problembereiche ... Schwierigkeiten haben wird, angesichts begrenzter zeitlicher und personeller Ressourcen immer nötige Selektionsentscheidungen zu begründen" (Hopf, 1979, 27).Wenn Hopf in diesem Zusammenhang die Gefahr "uferloser Datenerhebung" nennt, so wird hier einmal relativ klar zumindest die forschungspraktische Bedeutung "vorgängiger Einschätzungen" erkannt. Deutlicher wird man jedoch herausstellen müssen, dass solche Relevanz nicht nur angesichts "begrenzter zeitlicher und personeller Ressourcen", sondern - unter Umständen - eben auch durch Interessen und entsprechende thematische Vorgaben des Forschers begründet werden kann. Und zwar wird dies immer dann der Fall sein, wenn der Forscher über das lediglich unspezifisch "deskriptive" Anliegen hinausgehend, einen jeweils in den Blick gefassten Ausschnitt sozialer Realität möglichst "um-

fassend", "angemessen" (Hopf, 1979, 16ff) oder "zutreffend" (Gerdes, 1979) zu beschreiben, diesen überhaupt mit Fragen konfrontiert. Um welche es sich dabei im Einzelfall auch immer handelt und welches die zugrundeliegenden Interessen und Themen sein mögen - "praktische Reforminteressen" (Wolff & Lau, 1983), den "Anteil des nicht gelebten Lebens, unrealisierter Hoffnungen, abgebrochene Alternativen von Betroffenen sichtbar zu machen" (Zinnecker, 1982), oder lediglich "Einstellungen und Motive von Jugendlichen in Alternativ- und Protestgruppen zu bestimmen" (vgl. Prognos, 1982) - generell ist davon auszugehen, dass solche Interessen nicht nur "vorgängig", sondern - ob dies nun im Rahmen methodologischer Reflexion erkannt wird oder nicht - im Forschungsprozess auch selber wirksam werden. Jedenfalls ist seitens des Forschers dafür Sorge zu tragen, dass die Forschungssubjekte (Betroffene) soziale Realität in einer Weise thematisieren, die als "Subthematisierung" für das jeweils vorgegebene "Hauptthema" überhaupt verwertbar ist.

Die mit dem Postulat der Offenheit verknüpfte Vorstellung eines Perspektivwechsels, die Vorstellung nämlich, nicht die Relevanzen der Forscher, sondern diejenigen der Forschungssubjekte seien von qualitativer Forschung zur Geltung zu bringen, erweist sich somit in dieser strikten Entgegensetzung als zu undifferenziert, sowohl um der Unterscheidung von Typen der Relevanz wie einer Hierarchisierung von Themen Rechnung zu tragen. Dementsprechend aber ist das Postulat zu relativieren. Ihm sind gleichsam Grenzen zu ziehen, und diese sind auch im engeren Sinne von "Methodologie", verstanden als Lehre von den Verfahren bzw. Techniken der Forschung, nicht irrelevant. Umgekehrt nämlich kann, ohne an dieser Stelle auf die weitläufige Diskussion zum Verhältnis strukturierter vs. unstrukturierter Verfahren eingehen zu müssen, aus dem Gesagten gefolgert werden, dass die von qualitativen Methodologen freilich selbst nicht unumstritten geforderte "Zurückhaltung" des Forschers bei der Anwendung "offener" Verfahren, der Verzicht auf strukturierende Eingriffe etwa in der Interviewsituation, [6] unter einem Vorbehalt steht. Der Forscher wird solche Zurückhaltung unter den genannten Voraussetzungen sinnvoll nur solange beibehalten können, wie ein Durchbrechen der thematischen Bezüge, ein "Abgleiten" des Gesprächs, in seinem Verlauf nicht offensichtlich wird (Bureau of Applied Social Research, 1965 ; Hopf, 1978).

---

[6] Vgl. insbesondere die Bestimmungen des "narrativen Interviews" bei F. Schütze, 1976 ; zur Kritik auch Witzel, 1982, 53 f.

2.4 Erkenntnislogische Einwände

Die soeben vom Standpunkt der Pragmatik der Forschung vorgetragenen Einwände müssen der Sache entsprechend insbesondere dort zum Tragen kommen, wo die Bestimmung "angemessener" Forschungsthemen selber zum Gegenstand einer eigens darauf gerichteten Methode erhoben wird. Das aber ist bei der von qualitativen Methodologen geforderten "explorativen Forschung" als Untertyp qualitativer Sozialforschung der Fall.

Die Konzeption explorativer Forschung wendet sich, so bei einem Autor wie Gerdes (1979), ausdrücklich gegen die forschungslogische Konzeption des nomologisch deduktiven Modells. Damit bringt sie die diesbezüglich recht unscharfe Bestimmung von Exploration Blumers (1973) gleichsam auf den Punkt. Um die Einwände von Gerdes angemessen beurteilen zu können, empfiehlt es sich zunächst einmal, den diesem Modell zugrundeliegenden Begriff von "Logik" zu erläutern.

Mit A. Kaplan (1964) lässt sich dazu im Anschluss an J. S. Mill festhalten, "that logic treats of 'the operations of the human understanding' in solving problems" (Kaplan, 1964, 7). Logik in diesem Verstande unternimmt den Versuch, noch diesseits von im engeren Sinne methodischen, nämlich verfahrenstechnischen Erwägungen, den Forschungsprozess als eine Abfolge notwendiger, als problemlösender insbesondere auch zielgerichteter Operationen zu rekonstruieren. Der Versuch einer derartigen Rekonstruktion oder "Logifizierung" realer Forschungsprozesse, die in Anbetracht noch zu erläuternder Umstände von Kaplan als "Idealisierung" (Kaplan, 1964, 10) bezeichnet wird, ist freilich auf Voraussetzungen angewiesen, unter denen eine Durchführung allererst möglich ist.

Zu diesen Voraussetzungen gehört insbesondere dasjenige, was als forschungslogisch (voraus-) gesetzter "Anfang" der Forschung bezeichnet werden kann. Mit der gesamten "positivistischen" Tradition seiner Zeit geht beispielsweise selbst noch A. Schütz davon aus, dass am Anfang der Forschung Probleme stehen müssen, in Anbetracht derer diese als eine zielgerichtete, nämlich problemlösende Aktivität überhaupt erst rekonstruiert werden kann. [7]

Es ist nun dieser (forschungs-) logisch gesetzte Anfang der Forschung, dem sich der besondere Ansatz explorativer Sozialforschung kontrastieren lässt. Explorative Forschung im Sinne von Gerdes nämlich will nicht nur überhaupt einen Beitrag zur

---

[7] Vgl Schütz, 1971, 73, 287 f. Schütz bezieht sich ausdrücklich auf die Arbeiten E. Nagels, C. G. Hempels und F. Kaufmanns. Vgl. aa0., 55 ff.

Generierung von Problemstellungen und Hypothesen für die Forschung leisten, sie will darüberhinaus auch möglichst "relevante" Probleme und Hypothesen formulieren (Gerdes, 1979, 5).

Gegenüber dem nomologisch - deduktiven Modell wird damit zweierlei in Frage gestellt : Zum einen wird gefragt, woher der Forscher diesem Modell zufolge seine Problemstellungen und Hypothesen eigentlich beziehe ; zum anderen wird die in diesem Modell implizierte Annahme kritisiert, dass "die Forscher in genügendem Masse inhaltsreiche Vorstellungen über die untersuchten Wirklichkeitsbereiche zur Verfügung hätten" . Beklagt wird diesbezüglich vielmehr "der mangelnde Bezug soziologischen Wissens zur 'realen sozialen Welt'". Dementsprechend soll explorative Forschung gleichsam als "Quelle" der Problemfindung und Hypothesenbildung fungieren und die Voraussetzungen für eine möglichst "unverfälschte" Erkenntnis sozialer Wirklichkeit garantieren. Explorative Forschung soll, wie es auch heisst, eine "detaillierte und umfassende direkte Kenntnis der sozialen Welt ermöglichen" (Gerdes, 1979, 4-5) ; sie soll die in jenem Modell diesbezüglich vernachlässigten, für die Forschung hingegen notwendigen Schritte erhellen.

Nun zeigt sich freilich, dass diese Kritik die Logik der Forschung, gegen die sie sich doch wendet, nicht unmittelbar schon trifft. Denn diese versucht ja gerade nicht, eine gleichsam naturgetreue Abbildung realer Forschungsverläufe zu geben, vielmehr will sie und kann sie aufgrund ihrer Abstraktionen (Kaplan : "Idealisierungen") gegenwärtigen und zukünftigen Forschungen normativ als Orientierungshilfe dienen (Popper, 1969, 23 ; Kaplan, 1964, 11 ; Mulkay & Gilbert, 1981, 389ff). Gerade weil es sich so verhält, dass, wie Kaplan sehr deutlich sieht, der reale Forschungsprozess, dessen "logic in use", eingebettet ist "in a matrix of an alogic-in-use, even an illogic-in-use", muss eine Logik mit normativen Ansprüchen notwendig "Idealisierung", nämlich "reconstructed logic" sein (Kaplan, 1964, 4-10).

Wollten qualitative resp. "explorative" Methodologen das nomologisch deduktive Modell und mit ihm die kritisch rationalistische Wissenschaftslogik wirklich treffen, so hätten sie vielmehr folgendes zu zeigen : Entweder müsste dargelegt werden, dass die Idealisierungen im Rahmen dieses Modells gleichsam zu weit getrieben wurden, "that it is useful only for the further development of logic itself, and not for the understanding and evaluation of scientific practice" (Kaplan, 1964, 11), oder aber es müsste gezeigt werden, dass diese Logik in bestimmter Hinsicht unvollständig ist, insofern sie nämlich den Prozess der Entwicklung von Problemstellungen und Hypothesenbildung nicht auch selber einer logi-

schen Rekonstruktion unterwirft. Dieser Einwand würde freilich voraussetzen, dass eine solche Rekonstruktion möglich ist.

Was dabei das erste betrifft, so wird man nicht ernstlich behaupten können, dass "explorative" Methodologen das Modell unter diesem Gesichtspunkt kritisieren. Denn gerade als hypothesenbildende Forschung setzt Exploration offenbar die Wichtigkeit zumindest von Hypothesen und ihrer Überprüfung voraus. Dementsprechend heisst es dann aber auch bei Gerdes, dass dieses Modell für die Überprüfung von Hypothesen "schlüssig konzipiert und für den Erkenntnisfortschritt in den Sozialwissenschaften unverzichtbar sei" (Gerdes, 1979, 3).

Schwieriger verhält es sich hingegen mit dem möglichen zweiten Einwand. Kritische Rationalisten gehen diesbezüglich davon aus, dass die Problem- resp. Fragestellungen der Forschung vorgegeben sind, dass "die Methode der Sozialwissenschaften darin besteht, Lösungsversuche für ihre Probleme auszuprobieren" (Popper, 1971, 105), und dass die dazu erforderliche Hypothesenbildung auf nicht logisch rekonstruierbaren "Einfällen" beruht (vgl. Popper, 1969, 6f ; Albert, 1964, 13 ff). Letzteres wird nun allerdings auch von den "explorativen" Methodologen nicht widerlegt. Sie zeigen zwar, d.h. es wird plausibel, dass für die Bildung "relevanter" Hypothesen die "Primärerfahrung", der "direkte Kontakt" mit der sozialen Wirklichkeit (und kein blosses Literaturstudium) gleichsam als "Quelle" (Gerdes, 1979, 5) fungieren sollte - was von den Vertretern des nomologisch-deduktiven Modells aus guten Gründen offengelassen, damit aber auch keineswegs bestritten wird (Albert, 1971, 204 ff) - indessen zeigt schon die Metaphorik des Ausdrucks 'Quelle', dass eine logische Rekonstruktion des Vorgangs mit solchen Hinweisen keineswegs schon geleistet ist.

Anders verhält es sich hingegen mit der Generierung der Frage- und Problemstellungen, die der Hypothesenbildung zugrundeliegen. Im Anschluss an Rickert hat hier insbesondere M. Weber im Rahmen seiner erkenntnislogischen Rekonstruktion wertbeziehenden Erkennens gezeigt, dass der im nomologisch deduktiven Modell gesetzte Anfang der Forschung, die Problemformulierung, durchaus hinterfragbar, also "rationalisierbar" ist (Weber, 1968).

Um die Bedeutung des Weberschen Beitrags im vorliegenden Zusammenhang beurteilen zu können, wird man zunächst einmal fragen müssen, was eigentlich gemeint sein könnte mit der Forderung qualitativer Methodologen, der Forscher solle "relevante" Fragen rsp. Hypothesen in bezug auf die soziale Wirklichkeit formulieren und ein möglichst "zutreffendes Bild der

sozialen Wirklichkeit zusammenfügen" (Gerdes, 1979, 5). Unzureichend da unklar ist diesbezüglich die ergänzende Bestimmung Gerdes, der Forscher hätte für den untersuchten Wirklichkeitsbereich "konstitutive" Sachverhalte zu thematisieren (Gerdes, 1979, 5), weil an keiner Stelle gesagt wird, was eigentlich "konstitutive" Sachverhalte sind. Deutlicher ist hier schon Blumer (1973) mit seiner Forderung, "die für die Forschung aufgestellten Probleme müssten kritisch daraufhin überprüft werden, ob sie echte Probleme in der empirischen Welt sind" (Blumer, 1973, 109, Herv. im Original). Soll das heissen, der Forscher habe sich mit den Problemen alltagsweltlicher Akteure rsp. "Betroffener" in der sozialen Realität zu befassen [8], so wird man allerdings feststellen müssen, dass die (explorativ gewonnene) Kenntnis solcher Probleme zwar notwendig, i.a. keineswegs aber auch schon hinreichend für eine der Blumerschen Forderung entsprechende Festlegung von Forschungsthemen ist. Denn abgesehen davon, dass angesichts konkreter Probleme in einem in den Blick gefassten Wirklichkeitsbereich immer noch Entscheidungen des Forschers darüber erforderlich werden können, welcher zum Thema seiner Untersuchung erheben will, ist nicht gesagt, dass die Probleme alltagsweltlicher Akteure in jedem Fall sich überhaupt als hinreichend vergleichbar erweisen und sich unabhängig von Problematisierungen des Forschers unter ein (Haupt-) Thema subsumieren lassen. Exploration kann insbesondere nicht darauf vertrauen, dass diese Probleme grundsätzlich "Soziale Probleme" (z.B. Arbeitslosigkeit) und damit in einem speziellen Sinne soziologisch relevante wären. Folgt man diesbezüglich den Ausführungen Webers, so wird man vielmehr sagen müssen, dass die Hoffnung qualitativer Methodologen, "relevante" Frage- bzw. Problemstellungen könnten unabhängig wertbezogener "Setzungen" des Forschers gewonnen werden, könnten also Gegenstand einer eigens darauf gerichteten explorativen Forschung sein, im allgemeinen unbegründet ist. Denn die "Mannigfaltigkeit von Vorgängen und Erscheinungen", die Weber in Ansehung sozialer Wirklichkeit vor Augen hatte, ist recht besehen (und genau dies können wir den Beiträgen qualitativer Methodologen entnehmen) auch eine Mannigfaltigkeit von Problemen und Perspektiven, die sich ohne wertbeziehende Be-

---

[8] Da es sich bei den Problemen im Feld i.a. um solche der Lebenspraxis und nicht um "theoretische" handeln dürfte (die mit den Mitteln der Wissenschaft nicht nur zu klären, sondern auch zu lösen wären) folgt in Konsequenz der Blumerschen Forderung als Aufgabe für den Forscher, diese Probleme und ihre Auswirkungen für die Betreffenden ("Betroffenen") darzustellen. - "Echt" (im Sinne von Gerdes wohl : "relevant") wären diese Probleme insofern, als sie überhaupt "in der empirischen Welt" geltend gemacht werden, und zwar unabhängig davon, wie der Forscher dazu steht. Massgebend wäre dann allerdings ein wesentlich formales Relevanzkriterium, durch das die "Abstammung" (vgl. Albert, 1971, 204ff) von Forschungsthemen über ihren Gehalt erhoben wird.

trachtung des Forschers i. a. nicht zu einem - mit Weber können wir sagen : "bedeutungsvollen" - Forschungsthema organisieren lässt. Diesbezüglich wäre jede andere Auffassung nur Resultat der "naiven Selbsttäuschung des Fachgelehrten, der nicht beachtet, dass er von vornherein kraft der Wertideen, mit denen er unbewusst an den Stoff herangegangen ist, aus einer absoluten Unendlichkeit einen winzigen Bestandteil als das herausgehoben hat, auf dessen Betrachtung es ihm allein ankommt" (Weber, 1968, 34).

Versucht man ein Resumee zu ziehen, so liesse sich sagen, "Offenheit" als methodologisches Postulat lässt selber noch wesentliche Fragen der Forschung offen. Und zwar ist es das Ideal einer gleichsam (was den Forscher betrifft) "subjektfreien" Forschung, die Anlass zu kritischen Einwänden ergibt. Ideal nämlich wäre es, so müssen wir den Ausführungen der "Qualitativen" entnehmen, wenn die Forschung ohne Vorgaben und Strukturierungen des Forschers gelingen könnte (Taylor & Bogdan, 1975, 12). Indessen ist es die aus diesem Ideal resultierende Einseitigkeit der Betrachtungsweise, die qualitative Methodologen daran hindert, ein angemessenes Verständnis der Produktivität des Forschers im Untersuchungsprozess zu gewinnen.

3. Interessen und Untersuchungsprobleme bei Max Weber und Alfred Schütz

Abschliessend soll kurz erläutert werden, worin die spezifische Differenz zwischen dem Weberschen und Schützschen Ansatz hinsichtlich der Bestimmung der Festlegung von Untersuchungsproblemen besteht. Nach den Vorstellungen beider methodologischer Ansätze wird diese Festlegung auf eine nicht-explorative Weise vorgenommen. In beiden fällt die Begründung dafür jedoch verschieden aus.

Eine genauere Betrachtung der Schützschen Position zeigt zunächst, dass dessen Forderung nach praktischer Desinteressiertheit des Forschers ausser aus den bereits genannten noch aus anderen, für Schütz sogar primären Gründen erhoben wird. Schütz nämlich geht davon aus, dass eine Suspendierung praktischer Interessen und Probleme des Forschers insbesondere deshalb erforderlich wird, weil die Wissenschaftsdisziplinen im Verlaufe ihrer Entwicklung eigene "theoretische Welten" als geschlossene Sinnbereiche mit "eigentümlichen" Problemlagen und Problemhorizonten konstituieren, die für den Forscher verbindlich sind. Daher ist, wie Schütz glaubt feststellen zu können, "der Verfügungsbereich, innerhalb dessen der Wissenschaftler sein Problem formulieren

kann, in Wirklichkeit sehr eng" . "Desinteressiertheit" seitens des Forschers meint für Schütz also zwar, Suspendierung "praktischer", "alltäglicher" Interessen resp. Probleme, aber nicht Suspendierung von Problemen schlechthin, sondern soviel wie "Wechsel des Relevanzsystems". Was vom Forscher verlangt wird ist ein "Sprung" in die theoretische Welt mit ihrem besonderen Relevanzsystem, für die folgendes "regulative Prinzip der Konstitution" genannt wird : "Jedes Problem, das in dem Wissenschaftsgebiet auftaucht, muss an dem universellen Stil dieses Gebietes teilhaben und mit den vorkonstituierten Problemen und ihren Lösungen verträglich sein, indem es diese entweder annimmt oder begründet zurückweist" (Schütz, 1971, 284-288).

Insoweit klärt sich hier also die Frage nach der Festlegung der leitenden Untersuchungsprobleme : Schütz zufolge sind sie dem Forscher im Rahmen der von den jeweiligen Wissenschaftsdisziplinen aufgespannten Problemhorizonte vorgegeben. Nun gibt freilich eine derart szientistische Bestimmung der Festlegungsproblematik gerade unter Berücksichtigung qualitativer Forschung Anlass zur Kritik. Denn zwar soll der Forscher noch wählen und entscheiden können, nämlich welchem "wissenschaftlichen Bereich" er sich zuwenden und u. U. auch welches Problem aus dem vorgegebenen Problemhorizont er untersuchen will (Schütz, 1971, 288), indessen kann durch solche Entscheidung das zu untersuchende Problem niemals selber durch den Forscher inhaltlich eine Festlegung erfahren. Schütz bekommt damit weder solche Situationen in den Blick, in denen sich aus vorwissenschaftlichen Problemlagen ein wissenschaftlicher Problem- und Erkenntniszusammenhang allererst ausdifferenziert, noch auch solche, in denen zur Klärung solcher Probleme auf ein verfügbares wissenschaftliches Problemlösungspotential lediglich zurückgegriffen wird (Popper, 1971). Der Mangel, der sich für die Schützsche Methodologie hier ergibt, ist letztlich darin begründet, dass Schütz, anstatt noch diesseits einer Unterscheidung von praktischen resp. alltäglichen und wissenschaftlichen Interessen (Problemen) anzusetzen, beide von vornherein in einen Gegensatz zueinander bringt, der nur durch einen "Sprung" zu überbrücken ist. Was derart vorgängig bereits im Ansatz versäumt wird, kann nachträglich aber nicht mehr eingeholt werden : Wissenschaft bleibt in der Schützschen Konzeption durch gesellschaftliche Praxis (d. h. den sich wandelnden Fragen und Problemen der Zeit) unvermittelt. Dem entspricht, dass jene Wahlen und Entscheidungen des Forschers, die Schütz konzediert, auch nicht mehr aufgrund inhaltlicher Erwägungen, sondern gleichsam nur noch "psychologisch", durch "Neigungen" ("die in der innersten Persönlichkeit verwurzelt sind") getroffen bzw. verständlich werden. Schütz ist daher nur konsequent, wenn er glaubt konstatieren zu können, dass es dem Forscher qua Forscher nur-

mehr um Wissen als solches, Erkenntnis um der Erkenntnis willen geht (Schütz, 1971, 283-288).[9]

Diese Auffassung liesse sich freilich in Frage stellen. Zumindest hinsichtlich einer Vielzahl engagierter, durchaus auf praktische rsp. politische Wirkungen abzielender (qualiativer) Untersuchungen ist eine vorgängige Unterscheidung genuin wissenschaftlicher und ausser- rsp. vorwissenschaftlicher Probleme, wie sie der Schützschen Wissenschaftskonzeption zugrundeliegt, schwerlich aufrechtzuhalten. [10] Diesbezüglich empfiehlt sich stattdessen ein erneuter Rückgriff auf die Webersche Methodologie [11], die der Schützschen ganz entscheidend mit den Weg gewiesen hat, ohne dass freilich ein Einfluss auch in der hier zu thematisierenden Hinsicht zu verzeichnen wäre.

Anders als Schütz setzt Weber seine Reflexion des sozialwissenschaftlichen Erkenntnisvorganges noch diesseits einer Scheidung von wissenschaftlichen und ausserwissenschaftlichen Problemen resp. Relevanzen an. Dieser Ansatz mag dadurch erleichtert worden sein, dass die Sozialwissenschaft sich zur Zeit Webers in einer Phase ihrer Entwicklung befindet, in der nicht nur die Methodologie im engeren Sinne, sondern der ihr zugrundeliegende Begriff von Wissenschaft überhaupt in Frage steht (Weber, 1968, 1 ff). Weber sieht sich jedenfalls genötigt, in seinen Ausführungen noch auf die "prinzipielle Scheidung von Werturteilen und wissenschaftlichem Erfahrungswissen" hinzuweisen (Weber, 1968, 15). Indessen zeigt genau diese Scheidung an, dass die Schützsche Charakterisierung der Sozialwissenschaft als "Welt" der Wissenschaft mit eigentümlichen Problemlagen und Problemhorizonten nicht verallgemeinert werden kann. Anders als Schütz denkt Weber nämlich nicht

---

[9] Was einschliesst, dass der Forscher qua Alltagsmensch an Forschung durchaus praktisch interessiert sein kann. Mit Schütz müssen wir eine Art Grenzziehung zwischen Erkenntnis- und Verwendungszusammenhang von Forschung anerkennen. Während jener eine Suspendierung praktischer Interessen fordert, sind für diesen solche Interessen wesentlich. Es soll sich sogar so verhalten, dass "der Wunsch, die Welt zu verbessern, eines der stärksten Motive des Menschen ist, sich mit Wissenschaft zu befassen" (Schütz, 1971, 282- 284).

[10] Wie sehr Schütz die "Welt der Wissenschaft" als einen "geschlossenen Sinnbereich" gegenüber praktischen Fragen rsp. Problemen abgeschottet wissen will, erhellt seine in diesem Zusammenhang vorgenommene Abgrenzung gegenüber "Enklaven" : ein "Theoretisieren" kann demnach genau dann nicht als 'wissenschaftlich' bezeichnet werden, wenn es wesentlich praktischen Absichten und Zwecken dient ; "gerade aus diesem Grund konstituiert es eine 'Enklave' der theoretischen Kontemplation innerhalb der Welt des Wirkens und nicht etwa einen geschlossenen Sinnbereich" (Schütz, 1971, 264-282).

[11] Bezug genommen wird im folgenden auf den "Objektivitätsaufsatz" von 1904, der noch vor den Beiträgen zur soziologischen Methodologie im engeren Sinne liegt. Zum diesbezüglichen Einschnitt (ca. 1910) in Webers Schriften vgl. Boumann, 1949 ; Janoska-Bendl, 1965 ; zur Einheit des Werks vgl. Henrich, 1952 und Weiss, 1975.

daran, die Hervorbringung und Festlegung von Forschungsthemen rsp. Problemen einer autonomen Entwicklung der Forschung zu überlassen ; vielmehr solle der Sozialforscher aufgrund "persönlicher Interessen" - die im Falle der Mitarbeiter des "Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" unter dem Einfluss "allgemeiner", und zwar durch die "Arbeiterfrage" bedingter standen - die inhaltliche Festlegung von Untersuchungsthemen selber bestimmen können (Weber, 1968, 13).

Webers Entscheidung gegen die szientistische und für die "wertbeziehende" Lösung der Festlegungsproblematik trägt dem Umstand Rechnung, "dass auf dem Gebiet der Sozialwissenschaft der Anstoss zur Aufrollung wissenschaftlicher Probleme erfahrungsgemäss regelmässig durch praktische 'Fragen' gegeben wird, so dass die blosse Anerkennung des Bestehens eines wissenschaftlichen Problems in Personalunion steht mit einem bestimmt gerichteten Wollen lebendiger Menschen" (Weber, 1968, 13) ; sie wird durch diesen Umstand - wie heute angesichts einer sich durchaus auch mit wissenschaftlichen Spezialproblemen befassenden "interpretativen Soziologie" (Hoffmann-Riem, 1980) deutlicher wird - aber nicht schon hinreichend begründet, sondern ist selber als eine Wertentscheidung anzusehen. Sozialwissenschaft soll für Weber eine wertbeziehende Wissenschaft sein, die den praktischen Fragen der Zeit gegenüber sich offen hält. "Offenheit" wird hier indessen nicht durch eine explorative Forschung zu verwirklichen versucht. Den Optimismus qualitativer Methodologen, die Untersuchungssubjekte ("Betroffene") selber wären für die Problemfindung grundsätzlich die geeignete Instanz, teilt Weber nicht, wenn er stattdessen den Gesichtspunkten, der "Persönlichkeit" des Forschers den Vorrang gibt (Weber, 1968, 24-34). "Exploration" hätte, wenn sie denn als solche sich noch bezeichnen liesse, nicht schon Untersuchungsprobleme, sondern lediglich den "Stoff", das empirische "Material" zu liefern, das bei der Konstitution von Themen auf "Wertgesichtspunkte" des Forschers bezogen wird.

Zwischen der Schützschen Forderung eines Sprunges in die wissenschaftliche Welt mit jeweils ihren Problemhorizonten [12] und der gleichsam gegenläufigen Forderung qualitativer Methodologen, sich den Problemen von Akteuren in der empirischen Welt zu öffnen, nimmt der Webersche Ansatz somit eine mittlere Stellung ein. Jeder dieser Ansätze reflektiert prinzipiell mögliche Wege wissenschaftlicher Themenfindung. Keiner von ihnen kann in Anspruch nehmen, für die qualitative Forschung ausschliesslich der massgebende zu sein.

---

[12] Zur internen Problemerzeugung der Forschuang vgl. Lakatos, 1970.

BIBLIOGRAPHIE

ALBERT Hans (1964), Theorie und Realität, Mohr, Tübingen 1964.

ALBERT Hans (1972),"Theorie und Prognose in den Sozialwissenschaften", in TOPITSCH Ernst, Hg., Logik der Sozialwissenschaften, Kiepenheuer & Witsch, Köln 126-143.

ALBERT Hans (1971),"Der Mythos der totalen Vernunft",in ADORNO Theodor u.a., Hg., Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Luchterhand, Neuwied, 193 - 234.

BARTON Allen & LARZARSFELD Paul (1979), "Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung", in HOPF Christel & WEINGARTEN Elmar, Hg., Qualitative Sozialforschung, Klett, Stuttgart, 41-89.

BLUMER Herbert (1973), "Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus", in ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN, Hg., Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1, Rowohlt, Reinbek, 80-146.

BOGDAN Robert & TAYLOR Steven (1975), Introduction to Qualitative Research Methods, Wiley, New York.

BOUMANN Peter (1949), "Kausalität und Funktionalzusammenhang in der Soziologie Max Webers", in Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 105.

BUREAU OF APPLIED SOCIAL RESARCH (1965), "Das qualitative Interview", in KÖNIG René, Hg., Das Interview, Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin, 143-160.

DAHRENDORF Ralf (1971), "Anmerkungen zur Diskussion", in ADORNO Theodor u.a., Hg., Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Luchterhand, Neuwied, 145-153.

FILSTEAD William (1970), Qualitative Methodology : Firsthand Involvement with the Social World, Markham, Chicago.

FILSTEAD William (1979), "Qualitative Methods : A Needed Perspective in Evaluation Research", in COOK Th. D. & REICHARDT C. S., Ed., Qualitative and Quantitative Methods in Evaluation Research, Beverly Hills/London, 33-48.

GERDES Klaus (1979), Explorative Sozialforschung, Campus, Frankfurt.

GLASER Barney & STRAUSS Anselm (1967), The Discovery of Grounded Theory : Strategies for Qualitative Research, Aldine,Chicago.

GRAUMANN Carl F.(1960), Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität, de Gruyter, Berlin.

HENRICH Dieter (1952), Die Einheit der Wissenschaftslehre Max Webers, Tübingen.

HOFFMANN-RIEM Christa (1980), "Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn", Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 339-372.

HOPF Christel (1978), "Die Pseudo-Exploration - Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung", Zeitschrift für Soziologie, 7, 97-115.

HOPF Christel (1979), "Soziologie und qualitative Sozialforschung",in HOPF Christa & WEINGARTEN Elmar, Hg., Qualitative Sozialforschung, Klett, Stuttgart, 11-37.

HOPF Christel & WEINGARTEN Elmar (1979), Hg., Qualitative Sozialforschung, Klett, Stuttgart.

JANOSKA-BENDL Judith (1965), Methodologische Aspekte des Idealtypus, Duncker & Humblot, Berlin.

KAPLAN Abraham (1964), The Conduct of Inquiry. Methodology for Behavioral Science, Chandler, San Francisco.

KLEINING Gerhard (1982), "Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung", Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34, 224-253.

KOPPERSCHMIDT JOSEF (1978), Das Prinzip vernünftiger Rede. Sprache und Vernunft, Teil 1, Kohlhammer, Stuttgart.

KÜCHLER Manfred (1980), "Qualitative Sozialforschung. Modetrend oder Neuanfang?", Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 373-386.

LAKATOS Imre (1970), "Falsification and the Methodology of Scientific Research Programmes", in LAKATOS Imre & MUSGRAVE M., Ed., Criticism and the Growth of Knowledge, Cambridge University Press,Cambridge, 91-196.

MILL John S.(1895), A System of Logic, Longmans, London.

MOHLER Peter Ph. (1981), "Zur Pragmatik qualitativer und quantitativer Sozialforschung", Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 33, 716-734.

MULKAY M. & GILBERT G.N. (1981), "Putting Philosophy to Work : Karl Popper's Influence on Scientific Practice", Philosophy of the Social Sciences, 11, 389-407.

POPPER Karl R. (1971), "Die Logik der Sozialwissenschaften", in ADORNO Theodor u.a., Hg., Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Luchterhand, Neuwied, 103-123.

POPPER Karl R.(1969), Logik der Forschung, Mohr,Tübingen.

PROGNOS AG (1982), Jugendprotest, Deutscher Bundestag, Enquete-Kommission Jugendprotest, Drucksachen Nr. 068.

SCHÜTZ Alfred (1971), Gesammelte Aufsätze Bd. 1, Das Problem der sozialen Wirklichkeit, Nijhoff, Den Haag.

SCHÜTZ Alfred (1971a), Das Problem der Relevanz, Suhrkamp, Frankfurt.

SCHÜTZE Fritz (1976), "Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung", in ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN, Hg., Kommunikative Sozialforschung, Fink, München, 159-260.

WEBER Max (1968), Methodologische Schriften, Fischer, Frankfurt.

WEISS Johannes (1975), Max Webers Grundlegung der Soziologie, Verlag Dokumentation, München.

WITZEL Andreas (1982), Verfahren der qualitativen Sozialforschung, Suhrkamp, Frankfurt.